

---

Review

Reviewed Work(s): Hier und anderswo. Zum Stellenlesen bei Franz Kafka, Samuel Beckett, Theodor W. Adorno und Jacques Derrida by Nils Plath

Review by: OLE HINZ

Source: *MLN*, April 2019, Vol. 134, No. 3, German Issue (April 2019), pp. 661-664

Published by: The Johns Hopkins University Press

Stable URL: <https://www.jstor.org/stable/10.2307/26800326>

---

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact [support@jstor.org](mailto:support@jstor.org).

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at <https://about.jstor.org/terms>



JSTOR

The Johns Hopkins University Press is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *MLN*

# REVIEWS

---

**Nils Plath.** *Hier und anderswo. Zum Stellenlesen bei Franz Kafka, Samuel Beckett, Theodor W. Adorno und Jacques Derrida.* Kulturverlag Kadmos: Berlin 2017. 560 Seiten

Derrida bemerkte irgendwo, dass ihn angesichts seines nahenden Todes ein doppeltes Gefühl beschleiche: Dass man einerseits noch gar nicht begonnen habe, ihn tatsächlich zu lesen, er andererseits aber auch fürchte, dass schon wenige Wochen nach seinem Tod nichts mehr von ihm bleiben werde. Er hat nicht vergessen hinzuzufügen, dass er an beide Hypothesen gleichermaßen glaube.

Mit seinem über 500 Seiten starken Buch scheint es sich Nils Plath zur Aufgabe gemacht zu haben, die Richtigkeit beider Annahmen unter Beweis zu stellen. Präsentiert sich seine Studie auf den ersten Blick als eine Arbeit zu vier kanonischen Autoren des 20. Jahrhunderts, erweist sie sich im eigentlichen Sinne als Darstellung und Fortführung der Lektürepraktiken Derridas, in denen sich die Einsicht in die Vorläufigkeit und Unabgeschlossenheit einer jeden Lektüre mit dem ethischen Anspruch verbindet, immer wieder neu und anders anzufangen zu lesen. Mit der Stelle widmet sich Plath dabei einem Problem, das tief in der hermeneutischen Tradition verankert ist. In Absetzung von ebendieser Tradition und ihren Interpretationsmethoden—die Plath, ganz im Sinne Derridas, eines Präsenzdenkens und der Vereinnahmung literarischer Texte zugunsten eigener Wahrheitsansprüche bezichtigt—versucht er, die Stelle dem Vokabular der Dekonstruktion zugänglich zu machen. Grundlegend dafür ist sein Verständnis des Lesens als „zeitgebundene[r] Performance“ (12), die ihre Verstrickung in sprachliche Zusammenhänge stets mitdarzustellen hat. Dementsprechend verzichtet Plath auch darauf, seinen Lektüren eine positiv formulierte Stoßrichtung zu geben. Weder will er sie als Interpretation oder Analyse verstanden wissen noch als Kritik oder Kommentar (vgl. 15). Statt einzelne Ausschnitte bloß als Belegstellen, vergleichend als Parallelstellen oder gar innerhalb einer intakten Dialektik von Einzelstelle und Textganzem zu lesen, gilt sein Interesse dem Nachvollzug von Passagen, in denen die raumzeitlichen Aufschübe und Effekte sprachlicher Ereignisse sichtbar werden, die über das Hier und Jetzt auf ein zukünftiges Anderswo hinausweisen, auf sie zuallererst konstituierende und verändernde Akte des Lesens.

Ein solches Vorgehen schlägt sich auch in der Struktur der Arbeit nieder, deren neun Kapitel ausgesprochen konstellativ arrangiert sind. Die vier im Titel erwähnten Autoren fungieren dabei als Kronzeugen eines Den-

MLN 134 (2019): 661–669 © 2019 by Johns Hopkins University Press

kens, das sich auf je andere Weise der Ungleichzeitigkeit von Schreib- und Leseakten und der Differenz von Materialität und Bedeutung sprachlicher Zeichen bewusst ist. Zugleich öffnet Plath den Raum seiner Lektüren für eine Vielzahl anderer Autoren, mit denen sich vor allem der späte Derrida auseinandergesetzt hat, insbesondere Paul Celan, Maurice Blanchot, Roland Barthes, Walter Benjamin sowie Karl Marx. Die von Plath angestrebte Darstellung der „Vielstelligkeit“ (11) der Literatur findet so eine Entsprechung im Zusammenspiel unterschiedlicher Texte, die allesamt die Peripherie eines Diskurses ohne Zentrum bilden. Fragen nach der historisch und kulturell spezifischen Normativität literarischer Formen werden dabei weitestgehend ausgeklammert. Der Stellenwert der Stelle ergibt sich, so legt es Plath nahe, ungeachtet von Gattungskonventionen und anderen normgebundenen Praktiken der Literatur und Philosophie. Eine Gedichtzeile Celans, ein Satz in einem Roman Becketts, eine Passage aus einem Essay Adornos, ein Tagebucheintrag Kafkas, eine Rede Derridas—sie alle unterliegen Plath zufolge der gleichen entsetzenden und jede Gegenwärtigkeit suspendierenden Kraft der Sprache, und sie alle erfordern ein je singuläres und darin doch gleiches Lesen, das diesen Effekten minutiöse Beachtung schenkt.

Plath geht es dabei nicht zuletzt auch um eine ethische Aufgabe des Schreibens und Lesens, um einen Umgang mit literarischen Texten, der weit über eine bloß akademische Beschäftigung hinausweist. In der Vorstellung eines „Wir mit Worten“ (13), mit dem er den Anspruch und die Unmöglichkeit einer durch und in Sprache konstituierten Gemeinschaft beschreibt, deutet Plath den ethisch-politischen Einsatz seiner Arbeit mehrfach an. Tatsächlich Profil gewinnt seine Position aber allenfalls dort, wo sich Plath kritisch mit einem Lesen auseinandersetzt, das auf der Möglichkeit einer kollektiven Verständigung durch Texte und ihre Interpretationen insistiert. In seiner Diskussion von Celans späten Gedichten und den diametralen Deutungen Szondis und Gadamers (210) etwa streicht Plath die Unzulänglichkeiten einer Hermeneutik heraus, die sich geradezu selbstverständlich auf die Annahme einer kollektiven Identität von Sprechern und Lesern stützt und so die sprachliche Andersheit poetischer Texte prinzipiell leugnet.

Den Nachweis für die Unmöglichkeit eines vom Schreiben getrennten und sich selbst präsenten Lesens versucht Plath hingegen in einem Streifzug durch die Schriften Kafkas und Becketts zu erbringen, unter anderem in Lektüren von „Leseszenen“ (52, 57) im *Prozeß* und *Verschollenen*. Neues hat Plath der Kafka- und Beckett-Literatur aber vor allem dort hinzuzufügen, wo sein Lesen selbst mitunter zur Interpretation wird, etwa in der skizzenhaften Darstellung des Zeitunglesens bei Kafka (305) oder in der Diskussion von Becketts berühmtem *German Letter* (511). Bezeichnenderweise nehmen auch in seinen Kafka- und Beckett-Lektüren die Überlegungen Derridas einen weit-aus größeren Raum ein als etwa die Adornos, jenem der vier Autoren, dem Plath dezidiert kritisch gegenübersteht. Das Stellenlesen mit und bei Adorno beschränkt sich auf einige Zitate aus seiner Hegel-Studie *Skoteinos oder Wie zu lesen sei* (328), seinen „Anstreichungen“ zu Beckett (416) und dem Essay über

Satzzeichen. Plaths Diskussion des für sein Projekt relevantesten Text Adornos, des Vortrags zu „schönen Stellen“ (350), wird derweil von einer Moretti'schen Trefferliste von Stellen zu „Stellen“ bei Adorno begleitet, die unkommentiert in den Fußnotenapparat delegiert wird (351). Nicht nur hier hätte man sich statt einer kunstvollen Konstellation eine ernsthafte Auseinandersetzung mit diesen Texten gewünscht, gerade weil sich Adornos Überlegungen zu Kunst und Literatur im Zeitalter ihrer Nicht-Selbstverständlichkeit eben nicht nahtlos in Derridas Denken der Dekonstruktion einfügen lassen. Begreift Derrida das Verhältnis von Stelle und Ganzem als ein prinzipiell aporetisches, stellt es sich für Adorno weiterhin als ein dialektisches dar; hat es Derrida stets vermieden, sich überhaupt einmal substanziell zu Beckett zu äußern (477), unternimmt Adorno bekanntlich zumindest den Versuch, Beckett zu verstehen; und während Derrida in Kafkas Parabeln das Gesetz der Literatur schlechthin zu erkennen meint, pocht Adorno darauf, „die abstrakte These von Kafkas Werk, die Dunkelheit des Daseins“, nicht „mit seinem Gehalt“<sup>1</sup> zu verwechseln.

Damit ist ein Dilemma in Plaths Studie angesprochen, das auch weitreichende Implikationen hat für das Verhältnis von Dekonstruktion und Kritischer Theorie, von poststrukturalistischer *theory* einerseits und der dem Erbe des Deutschen Idealismus verpflichteten Frankfurter Schule andererseits. Es äußert sich zunächst in Plaths fehlender Bereitschaft, beim Nachlesen Adornos, aber auch bei dessen Ahnherrn Hegel, jene Sorgfalt walten zu lassen, die er Derrida und ihm vertrauten Denkern wie Barthes und Blanchot durchweg entgegenbringt. Mehr als philologische Nachlässigkeit zeigt sich etwa, wenn Adornos Anmerkungen zur Bedeutung schöner Stellen und zur Frage, ob man Hegel überhaupt stellenweise lesen kann, nur spärlich kommentiert werden, oder in Plaths elliptischer Besprechung jener berühmten Passage der *Phänomenologie des Geistes*, in der Hegel vom „Hier und Jetzt“ (319) der sinnlichen Gewissheit spricht. Wer wie Plath Hegel damit aber ohne Weiteres zum „Leser des Hier und Jetzt“ (328) macht, der verfehlt gerade Hegels Pointe, dem es an dieser Stelle darum geht, die Widersprüchlichkeit des selbstgewissen Bewusstseins und die Notwendigkeit seiner Aufhebung aufzuzeigen. Nicht nur hier offenbart sich die Schwierigkeit, systematischen Denkern wie Hegel überhaupt im Rahmen eines konstellativen Stellenlesens gerecht zu werden. „Trotz meiner Nähe zu Adorno muss ich allerdings gestehen, dass ich seine Schriften nicht intensiv gelesen habe.“ (452) Dieses von Plath zitierte Eingeständnis Derridas gewinnt an solchen Stellen geradezu emblematische Bedeutung.

Problematisch wird eine solche Entstellung von Stellen auch dann, wenn zur Flüchtigkeit der Lektüre die kategorische Ansage tritt, dass angesichts der unhintergehbaren *différance* allen Sagens sämtliche Versuche der „Richtigstellungen oder Wahrheitsbehauptungen“ (361) im philosophischen Diskurs obsolet werden. So geschehen in Plaths Lektüre von Derridas *Marx*’

<sup>1</sup>Theodor W. Adorno: Aufzeichnungen zu Kafka. In: ders.: Gesammelte Schriften. Bd. 10. Frankfurt/M. 1977, S. 254–287, hier S. 255.

*Gespenster*, in der er seitens der sich auf Marx berufenden und Derrida kritisch gegenüberstehenden DenkerInnen gar eine „offene Immunisierungsgeste“ (ebd.) vermutet, die sich vor allem gegen das ihnen fremde „Idiom“ (ebd.) Derrida'scher Lektüren richtet. Verschwiegen wird indes, dass die vielerorts geäußerte Kritik an Derrida nicht nur das *Wie*, sondern tatsächlich das *Was* seiner Texte betrifft, das also, was man trotz aller Aufmerksamkeit Derridas gegenüber der „performativen Dimension“ (360) seines Sprachdenkens als dessen Positionen bestimmen kann. Geht man aber, wie es Plath impliziert, von der Unmöglichkeit aus, zwischen dem *Wie* und *Was*, zwischen Form und Inhalt überhaupt vermitteln zu können, immunisiert man sich selbst gegen jede Form von Kritik, einschließlich produktiver „Richtigstellungen“. So hatte bereits, um nur ein Beispiel zu nennen, Moishe Postone in seiner kritischen Würdigung von *Marx' Gespenster* auf überzeugende Weise deutlich gemacht, inwiefern Derridas Denken des Spektralen auf einem ungenügenden Verständnis wesentlicher Kategorien der Marx'schen Theorie beruht. Zugleich erinnerte er an die Notwendigkeit einer kritischen Theorie der Gegenwart, die man sowohl mit als auch ohne Derrida zu entwickeln habe.<sup>2</sup>

Tatsächlich aufs Neue zu beginnen, Derrida zu lesen, gerade um zu verhindern, dass er zukünftig vergessen wird, erfordert letztlich also auch eine kritische Distanznahme ihm gegenüber, mithin jenen „Perspektivwechsel“ (15), den sich Plath selbst von seinem konstellativen Stellenlesen erhofft. Dabei ist seine Studie in der Aufarbeitung einer beeindruckenden Fülle an Schriften Derridas, die Plath kenntnisreich miteinander in Beziehung setzt, zweifellos ein besonderer Beitrag in der jüngeren Derrida-Literatur. Doch zeigen sich eben auch die Schranken eines streng an Derrida geschulten Denkens, das sich seiner Offenheit gegenüber Anderem zwar stets zu vergewissern meint, sich zugleich aber vor anderen Denktraditionen verschließt, denen nicht jedes Problem zwangsläufig als Paradoxie oder Aporie erscheint. Für die zukünftige Auseinandersetzung mit Derrida gilt es also, das zeigt sich *hier und anderswo*, jene Horizontverschmelzung zu vermeiden, die Plath noch bei Gadamer als den Sündenfall der Hermeneutik ausgemacht hat. Andernfalls kommt ein kritisches Lesen von Literatur und Philosophie, dessen Anspruch es heute mehr denn je sein muss, mehr zu tun als immer wieder von der prinzipiellen Unmöglichkeit zu sprechen, „Position zu beziehen“ (532), nicht von der Stelle.

Yale University

OLE HINZ

<sup>2</sup>Moishe Postone: *Deconstruction as Social Critique. Derrida on Marx and The New World Order*. In: *History and Theory*, Vol. 37, No. 3 (1998), S. 370–387.